

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Yann Martel

Die Hohen Berge Portugals

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTER TEIL

Heimatlos

TOMÁS BESCHLIESST, zu Fuß zu gehen.

Von seiner bescheidenen Wohnung in der Rua São Miguel im verrufenen Alfama-Viertel zum vornehmen Anwesen seines Onkels im baumbeschatteten Lapa ist es ein angenehmer Spaziergang, quer durch einen Großteil von Lissabon. Er wird dafür ungefähr eine Stunde brauchen. Aber es ist ein schöner Morgen, strahlend, nicht zu warm, und der Spaziergang wird ihn beruhigen. Und schon gestern hat Sabio, ein Diener seines Onkels, seinen Koffer und auch die hölzerne Truhe mit den Papieren abgeholt, die er für seine Mission in den Hohen Bergen Portugals braucht, so dass er nun keine andere Last mehr zu tragen hat als sich selbst.

Er befühlt die Brusttasche seiner Jacke. Das Tagebuch von Pater Ulisses ist da, in ein weiches Tuch gewickelt. Leichtsinnig von ihm, es einfach so mit sich herumzutragen, so lässig. Es wäre eine Katastrophe, wenn es verloren ginge. Wenn er auch nur halbwegs vernünftig wäre, hätte er es in der Truhe gelassen. Aber am heutigen Morgen braucht er etwas, das ihn aufbaut, wie immer, wenn er einen Besuch bei seinem Onkel macht.

Selbst in seiner Aufregung denkt er daran, statt seines üblichen Spazierstocks den zu nehmen, den sein Onkel ihm geschenkt hat. Der Griff dieses Stocks ist aus Elfenbein ge-

fertigt, aus dem Stoßzahn eines Elefanten, der Schaft aus afrikanischem Mahagoni, aber ungewöhnlich daran ist vor allem der runde Taschenspiegel, seitlich unmittelbar unterhalb des Griffes angebracht. Der Spiegel ist ein wenig konvex und bietet folglich ein Panoramabild. Trotzdem ist er zu nichts nütze, eine abwegige Idee, denn ein Spazierstock ist nun einmal, seiner Bestimmung entsprechend, ständig in Bewegung, und das Bild bleibt zu verschwommen und flüchtig, als dass man damit etwas anfangen kann. Aber es handelt sich um ein eigens angefertigtes Geschenk seines Onkels, und jedes Mal, wenn er ihn besucht, hat Tomás diesen kuriosen Stock dabei.

Er nimmt die Rua São Miguel, die ihn zum Largo São Miguel führt, weiter die Rua de São João da Praça, und von dort biegt er in die Arco de Jesus – all das mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der durch eine Stadt spaziert, die er schon sein Leben lang kennt, eine schöne Stadt, eine geschäftige Stadt, eine Stadt des Kommerzes und der Kultur, der Herausforderungen und der Chancen. Auf der Arco de Jesus springt ihn eine Erinnerung an Dora an, lächelt, streckt schon die Hand aus, um ihn zu berühren. Da ist ihm der Stock nun doch nützlich, denn Erinnerungen an sie bringen ihn jedes Mal aus dem Gleichgewicht.

»Da habe ich mir einen Reichen geangelt«, hatte sie einmal zu ihm gesagt, als sie im Bett lagen, in seiner Wohnung.

»Ich fürchte nein«, hatte er geantwortet. »Mein Onkel, der ist reich. Ich bin der arme Sohn seines armen Bruders.

Papa ist im Geschäft immer so erfolglos gewesen wie Onkel Martim erfolgreich ist, im genau umgekehrten Verhältnis.«

Das hatte er noch nie zu jemandem gesagt – so geradeheraus, so ungeschönt über die klägliche Karriere seines Vaters gesprochen, seine Projekte, die eins nach dem anderen gescheitert waren, so dass er immer mehr in der Schuld seines Bruders stand, der ihn jedes Mal von neuem rettete. Doch mit Dora konnte er über diese Dinge sprechen.

»Ach, das sagst du, aber die reichen Leute haben doch immer irgendwo ganze Kisten mit Geld versteckt.«

Er lachte. »Tatsächlich? Mein Onkel ist mir noch nie wie ein Mann vorgekommen, der aus seinem Wohlstand ein Geheimnis macht. Und wenn es so ist, wenn ich ein reicher Mann bin, wieso heiratest du mich dann nicht?«

Leute starren ihn an, wenn er vorüberkommt. Einige sagen etwas, manche machen Scherze, doch die meisten wollen helfen. »Vorsicht, sonst fallen Sie noch!«, ruft eine besorgte Frau. Er ist diese Art von Aufmerksamkeit gewohnt; lächelnd nickt er den Wohlmeinenden zu, ansonsten kümmert er sich nicht darum.

Schritt für Schritt geht er seinen Weg nach Lapa, unbeschwert schreitet er dahin, jedes Mal den Fuß hoch in die Höhe gehoben und mit Nachdruck auf das Pflaster gesetzt. Es ist ein eleganter Schritt.

Er tritt auf eine Apfelsinenschale, rutscht aber nicht aus.

Er bemerkt den dösenden Hund nicht, aber sein Absatz landet gerade noch neben dem Schwanz.

Er stolpert auf einer geschwungenen Treppe, aber er hat

die Hand am Geländer und steht gleich wieder fest auf den Beinen.

Und weitere kleine Missgeschicke dieser Art.

Doras Lächeln war verschwunden, als er vom Heiraten sprach. So war sie; binnen einer Sekunde wechselte sie von Übermut zu größtem Ernst.

»Nein, deine Familie würde dich verstoßen. Familie bedeutet alles. Du kannst dich nicht von deiner Familie abwenden.«

»Du bist meine Familie«, hatte er geantwortet und sie fest angeblickt.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das bin ich nicht.«

Seine Augen, die meiste Zeit befreit von der Bürde, ihn führen zu müssen, entspannen sich in seinem Schädel wie zwei Passagiere in Liegestühlen am Heck eines Dampfers. Statt die ganze Zeit mürrisch zu Boden zu blicken, können sie träumerisch schweifen. Sie verfolgen die Umrisse der Wolken und der Bäume. Sie flitzen den Vögeln nach. Sie beobachten ein Zugpferd, wie es schnaubt. Sie legen sich auf nie bemerkte architektonische Details. Betrachten das Verkehrsgewühl auf der Rua Cais de Santarém. Alles in allem sollte es ein schöner Morgenspaziergang sein, an diesem angenehmen Spätdezembertag des Jahres 1904.

Dora, die schöne Dora. Sie war Dienerin im Haushalt seines Onkels gewesen. Tomás hatte sie gleich bei seinem ersten Besuch nach ihrer Anstellung dort bemerkt. Er konnte kaum den Blick von ihr wenden, und sie ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er gab sich Mühe, besonders

höflich zu ihr zu sein, verwickelte sie in kurze Gespräche über immer wieder neue Kleinigkeiten. Dabei konnte er ihre elegante Nase betrachten, ihre strahlenden schwarzen Augen, ihre kleinen weißen Zähne, die Art, wie sie sich bewegte. Plötzlich war er viel häufiger bei seinem Onkel zu Gast. Er konnte sich noch genau an den Augenblick erinnern, an dem Dora merkte, dass er sie nicht als Dienerin ansprach, sondern als Frau. Verstohlen sah sie auf, einen kurzen Moment lang trafen sich ihre Blicke, dann wandte sie sich ab – doch nicht bevor ein Mundwinkel sich in einem kurzen komplizenhaften Lächeln kräuselte.

Etwas Bedeutsames wurde damals in ihm freigesetzt, und die Schranken des Standes, der gesellschaftlichen Stellung, des vollkommen Unwahrscheinlichen und Unmöglichen schwanden. Als er ihr beim nächsten Besuch seinen Mantel gab, berührten ihre Hände sich, und beide verweilten bei dieser Berührung. Von da an ging alles rasch voran. Er hatte bis dahin sexuelle Erfahrung nur mit einigen wenigen Prostituierten gehabt, Begegnungen, die er ungeheuer aufregend, dann ungeheuer deprimierend gefunden hatte. Jedes Mal war er geflohen, hatte sich vor sich selbst geschämt und sich geschworen, so etwas nie wieder zu tun. Bei Dora war es ungeheuer aufregend, dann ungeheuer aufregend. Sie spielte mit den dichten Haaren auf seiner Brust, wenn sie den Kopf darauf legte. Vor ihr musste er nirgendwohin fliehen.

»Heirate mich, heirate mich, heirate mich«, hatte er gefleht. »Jeder wird der Reichtum des anderen sein.«

»Nein, wir werden arm und einsam sein. Du weißt nicht,

wie das ist. Ich weiß es, und ich will nicht, dass du so etwas durchmachen musst.«

In diesen Stillstand ihrer Liebe hinein wurde ihr kleiner Gaspar geboren. Hätte er sich nicht unermüdlich für sie eingesetzt, wäre sie aus dem Haushalt seines Onkels entlassen worden, als man entdeckte, dass sie schwanger war. Der Einzige, der sich hinter ihn gestellt hatte, war sein Vater gewesen; der hatte ihm gesagt, er solle seine Liebe zu Dora leben, ganz im Gegensatz zu seinem Onkel und dessen vorwurfsvollem Schweigen. Dora wurde zu Arbeiten in der Tiefe der Küche abgestellt, wo niemand sie sah. Genauso unsichtbar lebte Gaspar im Haus der Lobos, unsichtbar geliebt von seinem Vater, der unsichtbar seine Mutter liebte.

Tomás kam so oft zu Besuch, wie es ihm auf diskrete Weise möglich war. An Doras freiem Tag kamen sie und Gaspar zu ihm in die Alfama. Dann gingen sie in den Park, setzten sich auf eine Bank und sahen Gaspar beim Spielen zu. An solchen Tagen waren sie wie ein ganz normales Paar. Er war verliebt und glücklich.

Er kommt an einer Straßenbahnhaltestelle vorbei, und eben rumpelt auf ihren Schienen eine Bahn heran, eine Neuheit im Straßenverkehr, noch nicht einmal drei Jahre alt, leuchtend gelb und elektrisch. Leute, die zur Arbeit wollen, stürmen los, um einzusteigen, andere drängen ebenso hektisch heraus. Er weicht allen aus – bis auf einen, mit dem er zusammenstößt. Nach ein paar wenigen Worten, Entschuldigungen, die auf beiden Seiten erbeten und angenommen werden, zieht er weiter.

Auf dem Trottoir stehen mehrere Pflastersteine höher heraus, aber er gleitet mühelos darüber hinweg.

Er stößt mit dem Fuß an das Bein eines Kaffeehausstuhls. Ein kleiner Ruck, sonst nichts.

Der Tod hat ihm Dora und Gaspar genommen, gnadenlos einen nach dem anderen, und der Arzt, nach dem sein Onkel geschickt hatte, hatte seine Künste vergebens eingesetzt. Zuerst Halsschmerzen und Mattigkeit, dann Fieber, Schüttelfrost, Gliederschmerzen, das Schlucken war ihnen schwergefallen, dann das Atmen, dann kamen Krämpfe, mit weit aufgerissenen Augen, wie gewürgt; schließlich hatten sie den Verstand verloren – und dann war es vorüber, ihre Leiber so grau, so verdreht, so reglos wie die Laken, in denen sie sich gewälzt hatten. Beide Male war er dabei. Gaspar war fünf Jahre alt, Dora vierundzwanzig.

Er war nicht dabei, als ein paar Tage später sein Vater starb. Er war im Haus der Lobos, im Musikzimmer, saß still mit einem seiner Vetter dort, stumm vor Schmerz, da trat mit grimmiger Miene sein Onkel ein. »Tomás«, sagte er, »ich habe eine entsetzliche Nachricht. Silvestro, dein Vater, ist tot. Ich habe meinen einzigen Bruder verloren.« Die Worte waren nur Laute gewesen, aber Tomás fühlte sich wie zerschmettert, als wäre ein großer Felsen auf ihn gestürzt, und er heulte wie ein verwundetes Tier. Sein Vater, dieser gutmütige Bär! Der Mann, der ihn aufgezogen hatte, der seine Träume gutgeheißen, ihm Mut gemacht hatte!

Im Verlauf einer einzigen Woche – Gaspar war am Montag gestorben, Dora am Donnerstag, sein Vater am Sonntag – war ihm das Herz aufgerissen worden, als platze ein

Kokon auf. Heraus kam kein Schmetterling, sondern eine graue Motte, die sich auf die Wand seiner Seele setzte und dort reglos sitzen blieb.

Es gab zwei Begräbnisse, ein armseliges für ein Dienstmädchen aus der Provinz mit seinem unehelichen Sohn, ein reich inszeniertes, ausgerichtet von einem reichen Mann für einen bettelarmen Bruder, von dessen Misserfolgen im Geschäftsleben man diskret schwieg.

Er bemerkt ein Fuhrwerk nicht, das herankommt, als er eben vom Bürgersteig tritt, aber der Kutscher ruft eine Warnung, und mit einem schnellen Satz entgeht er dem Pferd.

Er stößt an einen Mann, der mit dem Rücken zu ihm steht. Er hebt die Hand, sagt »Entschuldigung«. Der Mann zuckt nur freundlich mit den Schultern und sieht ihm nach.

Einen Schritt nach dem anderen geht er, und alle paar Schritte dreht er den Kopf und wirft einen Blick über die Schulter nach vorn, und so spaziert Tomás nach Lapa, mit dem Rücken voran.

»Warum? Warum tust du das? Warum kannst du nicht wie ein normaler Mensch gehen? Lass endlich diesen Unsinn!«, hat sein Onkel schon mehr als nur einmal gerufen. Tomás hat sich als Antwort eine Reihe guter Argumente für seine Art zu gehen ausgedacht. Ist es nicht vernünftig, den Elementen – dem Wind, dem Regen, der Sonne, dem Ansturm der Insekten, der mürrischen Miene von Fremden, der Unsicherheit der Zukunft – mit dem Schild zu trotzen, den unser Hinterkopf uns bietet, die Rückseite der Jacke, der Hosenboden? Das ist unser Schutzschild, unsere Rüstung. Sie sind dazu gemacht, den Wechselfällen des

Schicksals zu widerstehen. Die empfindlicheren Teile hingegen – Gesicht, Brust, die hübscheren Details der Kleidungsstücke – sind, wenn man rückwärtsgeht, vor der Grausamkeit der Welt vor uns geschützt, und man zeigt sie nur denen, denen man sie zeigen will, zu einem Zeitpunkt, zu dem man es will, mit einer einfachen Drehung, mit der man sich zu erkennen gibt. Gar nicht zu erwähnen Argumente eher athletischerer Art. Wenn man einen Berg hinuntergeht – was, argumentiert er, ist da natürlicher als rückwärts zu gehen? Der Vorderfuß berührt behutsam tastend den Boden, die Wadenmuskeln können präzise ihre Spannung aufbauen und sich wieder entspannen. So bewegt man sich elastisch, ohne Anstrengung, bergab. Und wenn man stolpert – kann man da besser fallen als rückwärts? Die gepolsterten Pobacken fangen den Schlag auf. Besser als wenn man vornüberfällt und sich die Handgelenke dabei bricht. Und er besteht ja auch nicht immer darauf. Er macht Ausnahmen, etwa wenn er die langen, gewundenen Treppen des Alfama-Viertels hinabsteigt oder wenn er laufen muss.

All diese Rechtfertigungen tat sein Onkel mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. Martim Augusto Mendes Lobo ist ein erfolgreicher Mann und hat für so etwas keine Zeit. Trotzdem weiß er, warum Tomás rückwärts geht, auch wenn er ihn noch so gereizt danach fragt und sein Neffe noch so ausweichende Antworten gibt. Einmal hat Tomás zufällig mit angehört, was er zu einem Freund, der zu Besuch weilte, sprach. Gerade weil die Stimme des Onkels plötzlich leiser wurde, hatte Tomás die Ohren gespitzt.

»... ausgesprochen lächerliche Szene«, sagte sein Onkel eben *sotto voce*. »Stellen Sie es sich vor: Vor ihm – mit anderen Worten hinter ihm – steht ein Laternenpfahl. Ich rufe meinen Sekretär Benito, und wir sehen in fasziniertem Schweigen zu, beide in Gedanken mit derselben Frage beschäftigt: Wird mein Neffe gegen den Laternenpfahl laufen? In dem Augenblick taucht ein zweiter Fußgänger auf, am anderen Ende der Straße. Dieser Mann sieht, wie Tomás auf ihn zukommt, rückwärts. Aus der Art, wie er den Kopf schief legt, sehen wir, dass die kuriose Fortbewegungsmethode meines Neffen seine Aufmerksamkeit erregt hat. Aus Erfahrung weiß ich, dass es zu einem kurzen Austausch kommen wird – eine Bemerkung, ein Scherz, mindestens aber ein verblüffter Blick, wenn er vorüberkommt. Und tatsächlich, ein paar Schritte, bevor Tomás an der Laterne ankommt, beschleunigt der andere Mann seine Schritte und bringt ihn zum Halten, indem er ihm auf die Schulter klopft. Benito und ich hören nicht, was die beiden zueinander sagen, aber wir verfolgen es als Pantomime. Der Fremde zeigt auf den Laternenpfahl. Tomás lächelt, nickt, legt sich die Hand vor die Brust zum Zeichen seiner Dankbarkeit. Der Fremde lächelt zurück. Sie reichen sich die Hand. Zum Abschied winken sie einander noch zu, jeder setzt seinen Weg fort, der Fremde die Straße hinunter und Tomás – der sich umdreht und rückwärts weitergeht – in die andere Richtung. Als sei gar nichts dabei, macht er einen Bogen um die Laterne.

Aber warten Sie, die Geschichte ist noch nicht zu Ende! Nach ein paar Schritten dreht der andere Fußgänger sich

um, blickt zu Tomás zurück und ist sichtlich überrascht, dass er immer noch rückwärts geht. Man sieht die Sorge auf seinem Gesicht – *Vorsicht, Sie fallen noch, wenn Sie nicht aufpassen!* –, aber auch ein gewisses Maß an Verlegenheit, denn Tomás blickt ihn ja an und hat gesehen, wie er sich nach ihm umgedreht hat, und schließlich wissen wir alle, dass man Leute nicht anstarren soll. Rasch dreht der Mann sich wieder um, aber zu spät: Er stößt mit dem nächsten Laternenpfahl zusammen. Er schlägt dagegen, wie ein Schwengel die Glocke trifft. Benito und ich winden uns beide unwillkürlich vor Mitgefühl. Der Mann strauzelt, verzieht das Gesicht, fährt sich mit den Händen an Kopf und Brust. Tomás läuft hin, um ihm zu helfen – er läuft *vorwärts*. Man sollte denken, es sieht normal aus, wenn er sich vorwärts bewegt, aber das tut es nicht. Keinerlei Elastizität in seinem Gang. Mit großen, langen Schritten stapft er voran, sein Leib bewegt sich gleichmäßig in einer geraden Linie, wie auf einem Förderband.

Wieder unterhalten die beiden Männer sich miteinander, aber wir hören nichts; Tomás ist sichtlich besorgt, der Mann tut es mit einer Handbewegung ab, obwohl er sich mit der anderen immer noch das Gesicht hält. Tomás hebt dem Mann den zu Boden gefallenen Hut auf. Noch einmal reichen sie sich die Hände, winken, wenn auch diesmal zurückhaltender, dann stolpert der arme Mann davon. Tomás, Benito und ich sehen ihm nach. Erst als der Mann hinter der nächsten Straßenecke verschwunden ist, setzt Tomás, wie üblich rückwärts, seinen Weg fort. Aber der Vorfall beschäftigt ihn offenbar noch, denn nun prallt er

mit Wucht gegen genau den Laternenpfahl, den er eine Minute zuvor noch so elegant umgangen hatte. Er reibt sich den Hinterkopf, dreht sich um und schaut den Pfahl böse an.

Und trotzdem, Fausto, macht er immer weiter. Egal, wie oft er sich den Kopf stößt, egal, wie oft er fällt, er geht trotzdem immer wieder rückwärts.« Tomás hörte, wie sein Onkel lachte, und Fausto, der Freund, stimmte ein. Dann fuhr sein Onkel in ernsthafte Ton fort. »Es fing an dem Tag an, an dem sein kleiner Junge, Gaspar, an Diphtherie starb. Ein unehelicher Sohn mit einer Dienerin hier im Haus. Auch sie ist an der Krankheit gestorben. Dann nahm das Schicksal uns nur wenige Tage später meinen Bruder Silvestro; er fiel einfach tot um, mittags, mitten im Wort. Tomás' Mutter war schon gestorben, als er noch ein Kind war. Jetzt sein Vater. So schwer vom Leben geprüft! Manche lachen nie mehr. Andere werden Säufer. Mein Neffe entschloss sich, von nun an rückwärts zu gehen. Vor einem Jahr war das. Wie lang wird diese bizarre Trauer dauern?«

Sein Onkel versteht nicht, dass das Rückwärtsgehen, mit dem Rücken zur Welt, dem Rücken zu Gott, kein Ausdruck von Trauer ist. Es ist *Protest*. Denn wenn jemandem alles, was ihm lieb war im Leben, genommen wird, was soll er da anderes tun, als zu protestieren?